

G. A. Küpper

Der fünfte Raum

Roman

© 2024 Gerhard A. Küpper, Ostlandstr. 28, 50858 Köln

Umschlag: Mechthild Klaas

Cover unter Verwendung von Shuhtterstock 1563375772, 1918773251,
2480424699

Satz: Erik Kinting – www.buchlektorat.net

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Germany

Softcover 978-3-384-42696-3

Hardcover 978-3-384-42697-0

E-Book 978-3-384-42698-7

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig.

Prolog

Am 12. November 1985 rief der Architekt und Bauunternehmer Albert Schröder seinen Sohn Alexander an sein Sterbebett.

Alexander Schröder sah seinen Vater nach vielen Jahren das erste Mal wieder. Das hohe Alter und der bevorstehende Tod hatten den Neunundachtzigjährigen sehr gezeichnet. Wenn man ihm nicht gesagt hätte, dass dieser langsam vor sich hin Sterbende sein Vater ist, hätte er ihn nicht wiedererkannt. Der Vater lag ruhig mit geschlossenen Augen da. Als er sie öffnete und den Sohn erkannte, flog ein flüchtiges Lächeln über sein Gesicht.

Er hielt seinem Sohn die verknöcherte Hand hin. Instinktiv verglich der Sohn die eigene Hand mit der des Vaters. Sie war dünn und mit einer fast durchsichtigen pergamentartigen Haut überzogen. Zögerlich nahm er die Hand mit einem Gefühl von Fremdheit. Sie fühlte sich schon leblos an. Dennoch ergriff er sie, wenn auch mit innerer Abwehr, aber nicht mit der Bereitschaft, einen geliebten Menschen das letzte Mal zu berühren. Wie alt mochte der Vater sein, neunzig, fünfundneunzig oder gar älter? Er wusste es nicht. Bis der Anwalt des Vaters sich gemeldet hatte, hatte er nicht einmal gewusst, dass sein Vater noch lebte. Alexander schaute auf den alten Mann, aber ohne aufrichtige Gefühle zu empfinden. Auch jetzt wollten keine Gefühle entstehen, wie es für eine Vater-Sohn-Beziehung normal gewesen wäre, aber es war zumindest Respekt für einen alten, sterbenden Mann. Es sollte ein Pflichtbesuch sein. Das hatte er geglaubt. Aber es kam völlig anders.

„Setz dich bitte!“, forderte Albert Schröder seinen Sohn auf. Man merkte sofort, dass ihm das Sprechen schon schwerfiel. Er winkte ihn näher an sich heran, weil er nicht laut sprechen konnte. „Wir haben jahrelang keinen Kontakt mehr gehabt. Deine Mutter und ich haben uns all die Jahre gefragt, was wir falsch gemacht haben“, flüsterte er. Der Sohn reagierte kühl und gereizt. Er erkannte nicht oder wollte nicht erkennen, dass der Vater viele Jahre unter der ungewollten Trennung gelitten hatte.

„Vater, hast du mich gebeten zu kommen, um mit mir abzurechnen oder was war der Grund?“, entgegnete er kühl.

„Nein mein Sohn, für eine Abrechnung ist es nun auch schon zu spät. Wenn ich das gewollt hätte, hätte ich damit viel früher beginnen müssen. Dann wäre unsere Geschichte wahrscheinlich anders verlaufen. Ich habe mich allerdings auch oft gefragt, was es ist, das uns trennt. Ich habe keine Antwort gefunden. Als deine Mutter starb, galten ihre letzten Worte dir. Sie hatte bis zuletzt gehofft, dich noch einmal zu sehen.“

„Vater, ich glaube, dass wir nie richtig zueinander gefunden haben. Da hat immer etwas gefehlt und ob das an mir lag, weiß ich nicht. Irgendwann haben sich unsere Wege getrennt, und mein Beruf hat es einfach nicht zugelassen, dass sie sich wieder getroffen haben. Aber wenn es keine Abrechnung ist, was ist es dann? Warum muss ich dich unbedingt aufsuchen, wie der Anwalt gesagt hat?“

Es hatte den Anschein, als mobilisiere der Vater seine letzten Kräfte, um seinem Sohn seine Geschichte zu erzählen. Erst jetzt löste Alexander seine Hand aus der seines Vaters. Er sah, dass die Berührung des Sohnes seinem Vater sichtbar gutgetan hatte. Die Geste hatte etwas lang erhofft Versöhnliches. Spät, aber nicht zu spät, dachte Albert.

„Mein Sohn, ich habe dich hergebeten, weil es mit mir zu Ende geht. Ob ich den morgigen Tag noch erlebe, hängt allein von der Barmherzigkeit Gottes ab. Viel Zeit habe ich jedenfalls nicht mehr. Ich habe dir etwas zu sagen, das nur für deine Ohren bestimmt ist. Es geht nicht um mein Testament, darin ist alles geregelt. Es geht um eine Geschichte, die sich während des Krieges 1941 zugetragen hat. Aber diese Geschichte lastet jetzt schon über fünfzig Jahre auf meiner Seele, und ich kann erst in Ruhe sterben, wenn ich endlich darüber gesprochen habe. Du kannst es auch eine Beichte nennen.

„Warum konntest du nicht darüber sprechen, Vater?“

„Weil ich ein Gelübde abgelegt habe, von dem ich mich jetzt angesichts des Todes aber entbinden möchte. Am besten ist, du hörst einfach mal zu“, forderte Albert seinen Sohn ungeduldig auf.

„Die Geschichte mag sich abenteuerlich anhören, aber sie entspricht der Wahrheit. Es begann alles 1941. Meine damalige Anwältin, Frau von Zeitz, rief mich an, denn sie wollte mich sofort sehen. Da ich ihr Haus in der Belvederestraße in Köln-Müngersdorf gebaut hatte, war sie meine Kundin, und da ich im Laufe der Jahre auch ihr Mandant wurde, war ich ihr verpflichtet und folgte spontan ihrer Bitte. Es gehe um ihr Haus, und weil ich mich besonders gut damit auskenne, habe sie mich zu sich gebeten. Aber wie sich schnell herausstellte, war dies nur ein vorgeschobener Grund. Was sie mir bei diesem Gespräch mitteilte, war so ungeheuerlich, dass ich spontan wieder gehen wollte. Sie zeigte mir meine 1930 angefertigten Baupläne ihres Hauses und wies auf den im Keller befindlichen Hauswirtschaftsraum hin. Der sollte um die Hälfte verkleinert werden. Ich solle einfach eine Wand durchziehen und fertig. Das könne ja wohl nicht so schwer sein.“

Der Vater war sichtlich aufgeregt, so sehr bewegte ihn das Geschehene immer noch.

„Ich wollte natürlich wissen, warum ich eine zusätzliche Wand einziehen sollte. Sie wolle darin etwas lagern, etwas verstecken, was die Nazis keinesfalls finden durften. Ich ließ aber nicht locker. Ich wollte unbedingt wissen, was da geplant war. Sonst würde ich das nicht machen. Je nachdem, was da versteckt werden sollte, konnte das zu Zeiten der Schreckensherrschaft der Nazis gefährlich sein, zumal ich auf der Liste der Parteiverweigerer stand. Ich hatte mich geweigert, der NSDAP beizutreten, weil meine politischen Interessen anders gelagert waren. Und du warst damals mit 17 Jahren Mitglied der Hitlerjugend und ziemlich nah an ihnen dran. Die Kinder in der Hitlerjugend sollten ihre Familien aushorchen, und wenn sich eine oppositionelle Meinung zu der der NSDAP herausstellte, sollten die Kinder ihre Eltern denunzieren. Bei uns zuhause war deshalb Sprengstoff genug. Ich lehnte spontan ab.“

Der Vater wirkte etwas erleichtert und holte tief Luft. Er schien die Antwort auf eine offene Frage seines Lebens gefunden zu haben.

„Wenn ich mir die Vergangenheit wieder ins Gedächtnis zurückhole,

dann glaube ich, dass sich schon damals unsere Wege in getrennten Welten verloren haben.“

„Ja, das glaube ich auch“, bestätigte der Sohn.

„Ja, und als ich hörte, du seist bei der Stasi, gab ich jede Hoffnung auf.“

Dem alten Mann liefen nun dünne Tränen über das ausgezehnte Gesicht. Er konnte und wollte sich in diesem Moment auch nicht mehr beherrschen. Tröstend ergriff der Sohn erneut die Hand des Vaters, worauf dieser mit stockender Stimme versuchte, seine Erzählung fortzusetzen.

„Wo war ich stehengeblieben? “

„Du warst bei deiner Anwältin“, klärte Alexander seinen Vater auf.

„Ja, ja, die Anwältin ... sie legte mir eine Akte des Amtsgerichts Köln unter die Nase, auf der groß und deutlich in Sütterlin-Schrift „Edelweißpiraten“ stand. Ich sei Mitglied in vorderster Front, und wenn diese Akte in die Hände der Gestapo fiele, wäre ich ein toter Mann, erklärte sie mir, verteidigen könne sie mich auf gar keinen Fall. Sie bot mir aber einen Tausch an: diese Akte gegen mein Versprechen, die Wand zu errichten. Sie hat sich später mehrfach für diese Erpressung entschuldigt, gab aber als Begründung an, dass sie keine andere Wahl gehabt habe.

Ich musste eine eidesstattliche Versicherung unterschreiben, dass kein Wort unseres Gesprächs jemals an die Öffentlichkeit gelänge. Zusätzlich nahm sie mir noch mein Ehrenwort ab. Weder heute, noch morgen und auch nicht in ferner Zukunft durfte ich mit einem anderen Menschen darüber reden. Dennoch wollte ich wissen, was da hinter dieser Wand vor sich gehen sollte.

Als ich ihr alle Versprechen meiner Verschwiegenheit gegeben hatte, wurde sie etwas deutlicher. Es sei der Nachlass eines sehr reichen jüdischen Kaufmannes, der auch ihr Mandant sei. Dessen Namen wolle sie mir aber auf keinen Fall sagen, schon zu meiner eigenen Sicherheit. Da er mit seiner Frau deportiert werden sollte, wollte er ein paar Bilder vor der Verbrennung durch die Nazis retten. Ihr Kunde war sich sehr sicher,

den Krieg gesund zu überstehen. Er wollte für einige Zeit nach Amerika ausreisen und wieder zurückkommen, sobald es die Zustände zuließen. Also war es alles andere als ein krimineller Hintergrund. Was wollte ich machen? Sie hatte mich in der Hand. Die Frau muss stark unter Druck gestanden haben, mich mit meiner Akte zu erpressen.

Mit einer Wand sei es nicht getan, sagte ich ihr. Die Bauzeichnung des Kellers musste völlig neu überarbeitet werden. Wenn jemand auf die Idee kam, sich im Grundbuchamt die Original-Pläne anzusehen und mit der Realität zu vergleichen, dann fiel der Schwindel sofort auf. Dann gab sie mir eine Kopie der Original-Pläne. Man sah deutlich einen eigentlich viel zu großen Hauswirtschaftsraum, aus dem sie gerne zwei Räume gemacht hätte. Zur Verdeutlichung hatte sie per Hand in die Mitte dieses Raumes eine Wand eingezeichnet, die jetzt den Raum teilte. Den neuen Plan, also den, der heute immer noch aktuell ist und der auch im Grundbuchamt liegt, gebe ich dir auch.“ Damit schob er seinem Sohn den Plan mit zitteriger Hand zu.

Ungeduldig fragte der Sohn: „Waren es wirklich nur Bilder?“

„Das weiß ich nicht, wenn es welche waren, müssen sie aber sehr wertvoll gewesen sein. Da ihr Mandant mit Bildern handelte, waren sie sicher auch sehr wertvoll, denn sonst wäre der Aufwand nicht zu vertreten gewesen. Vielleicht kannst du das herausfinden.

Wir haben uns damals alle Mühe gegeben, das Versteck zu perfektionieren. Es musste so aussehen, als habe diese Wand von Anfang an dort gestanden. Der Hauswirtschaftsraum sei ohnehin zu groß, also könne man ihn gut um die Hälfte verkleinern. Mehr müsse ich nicht wissen. Ich stellte eine Menge Fragen und wollte natürlich auch wissen, welchem Risiko ich mich aussetzen würde.

Das Risiko sei nicht höher als das, dem ich mich mit der Mitgliedschaft bei den Edelweißpiraten ohnehin schon ausgesetzt hätte. Ich war entsetzt; woher sie das wisse, habe ich sie gefragt. Es gäbe Kreise in der Gestapo, zu denen sie Zugang habe, mehr könne sie mir nicht sagen. Ich hätte demzufolge schon reichlich Dreck am Stecken, da komme es auf diese Wand auch nicht mehr an. Aber wenn der ganze Schwindel auffie-

le, könne man mir nur das Errichten der Wand zur Last legen. Dann käme ich mit einer Geldstrafe davon. Deshalb sei es besser, nicht zu wissen, was in diesem neuen Raum abgestellt werde.

Natürlich war ich erpressbar. Es stimmte, ich war damals mit fast schon 40 Jahren eines der führenden Mitglieder der „Edelweißpiraten“, einer Kölner Widerstandsgruppe. Wir lehnten uns gegen das damalige politische System und die Gestapo auf und verteilten Flugblätter, auf denen zum Beispiel stand: So braun wie Scheiße, so braun ist Köln. Wacht endlich auf!

Für die Nazis erfüllte das den Tatbestand der Schwächung der deutschen Volksgemeinschaft. Der Widerstand gegen die Gestapo wurde als Landes- bzw. Hochverrat eingestuft. Wer zu dieser Gruppe gehörte, wurde entweder in ein Konzentrationslager geschickt oder direkt im Kölner Gestapo-Gefängnis hingerichtet. Noch 1944 wurden zwölf meiner engsten Freunde ohne Verhandlung von der Kölner Gestapo exekutiert.

Die neuen Pläne zu zeichnen war ein Kinderspiel. Wir hatten Kaligraphen in unserer Gruppe, die Stempel und Unterschriften fälschen konnten, ohne, dass es jemandem auffallen würde. Es gab nur ein Problem: Wie konnte der alte Original-Plan gegen den neuen gefälschten Plan ausgetauscht werden, ohne, dass es auffiel. Das Archiv des Grundbuchamtes war mit aufmerksamem Personal besetzt. Da ging man nicht so einfach rein und bediente sich an den Akten. Da füllte man am Schalter ein Formular mit Namen, Adresse und Grund der Einsichtnahme aus, dann ging man in Begleitung eines Beamten ins Archiv, holte die gewünschte Akte und der Aufpasser blieb zugegen, bis das Schriftstück wieder an seinen Platz zurückgestellt wurde. Das war ein scheinbar unlösbares Problem. Wenn ich ins Grundbuchamt ging, was häufiger vorkam, dann wurde ich sogar beim Betreten und Verlassen des Hauses einer gründlichen Leibesvisitation unterzogen.

„Ich mache das“, versprach Frau von Zeitz selbstbewusst. Eigentlich war das nichts für meine Anwältin, und ich kannte sie nicht mehr wieder, als sie mir den Vorschlag machte. Die kleine, ängstliche Frau wurde

plötzlich zur mutigen Agentin, die Nerven wie Stahlseile haben musste. „Ach was“, winkte sie meinen Einwand ab. „Ich bin drei, viermal die Woche im Grundbuchamt, um zum Beispiel Erbschaftsprozesse vorzubereiten und dort bekannt wie ein bunter Hund. Ich genieße Freiheiten wie kaum jemand anders. Ich gehe nur an dem Schalter vorbei und rufe dem Kalfaktor den gewünschten Straßennamen zu, dann überlässt man mich meiner Suche.““

Der Vater tat sich hörbar schwer, seine Erinnerung zu bemühen. Er holte tief Luft und fuhr fort.

„Gesagt, getan! Die Belvederestraße war schnell gefunden. Den alten Plan entnahm sie in großer Eile und tauschte ihn gegen den neuen Plan aus. Mit dem alten in der Tasche verließ sie das Grundbuchamt, immer mit der Furcht im Rücken, jemand könnte den Austausch bemerkt haben. Mit den Arbeiten konnte somit begonnen werden. Das hätte auch alles reibungslos gelingen können, wenn da nicht noch ein Vorfall passiert wäre, der unser Leben, das von Frau von Zeitz und das von mir, grundlegend veränderte“, erklärte der alte Schröder seinem Sohn.

In den trockenen Mundwinkeln des Vaters bildeten sich kleine Schleimfäden, worauf Alexander ihm ein Glas Wasser reichte, das er mit zittriger Hand gerne annahm. Nachdem er einen großen Schluck getrunken hatte, rappelte er sich in eine bequemere Position auf. Das Gespräch schien ihn so sehr anzuregen, dass er wieder zu Kräften kam.

„Hast du schon einmal etwas von Hans-Werner Westermann gehört?“, fragte Albert Schröder.

„Woher sollte ich?“, antwortete sein Sohn.

„Er war ihr Nachbar und wohnte auch in der Belvederestraße. Westermann war ein Mitarbeiter der Stadtverwaltung, zuständig für Ausländerangelegenheiten, ein absolut linientreuer Nazi, ein Mitläufer, vor dem sich die Nachbarschaft fürchtete. Hans-Werner Westermann, Mitte 30, klein, untersetzt, dicklich, hatte wenig Haare, dafür aber eine dicke, offenporige Knollennase, die er überall reinsteckte. Er war unverheiratet

und ungeheuer ehrgeizig. Er rühmte sich, einer der ersten Menschen gewesen zu sein, die 1921 in die gerade gegründete NSDAP eingetreten waren. Er hatte sich der neuen Partei angeschlossen, um mit ihr nach oben gespült zu werden. Wenn du mich fragst, eine Schmeißfliege, die sich auf jeden Haufen setzt. Er hatte schon viele seiner Mitbürger denunziert. Man ging ihm aus dem Weg, wo immer es möglich war, wie ich später von Frau von Zeitz erfahren habe.

Im Gestapo-Hauptquartier am Appellhof nannte man ihn "die Ratte". Er lieferte nicht nur Namen, er war groß darin, Berichte zu schreiben. Das meiste von dem, worüber er berichtete, waren Bagatellen. Aber er fühlte sich als der Staatsanwalt von Müngersdorf. Weißt du, solche Menschen braucht jedes politische System. Das kennst du doch, das war doch bei eurer Stasi nicht anders", bemerkte der Vater, was sich wie ein Vorwurf gerichtet an ein sozialistisches System anhörte.

„Ja kenne ich! Wir hatten in der DDR mit 180.000 Menschen das größte Denunziationspotenzial der Welt“, erinnerte sich Alexander.

„Gut, also die Mauerarbeiten vollzogen sich hinter der Kulisse des Krieges. Köln war in dieser Zeit immer wieder Zentrum feindlicher Luftangriffe. Wenn feindliche Flieger angekündigt wurden, heulten die Luftschuttsirenen. Allgemeine Verdunkelung war angesagt. Ein Umstand, den sich Frau von Zeitz und ich zunutze machten. Es war die denkbar günstigste Gelegenheit, während eines Luftangriffs das Baumaterial anzuliefern. Dann waren die Straßen menschenleer und die Fenster der Häuser verdunkelt. Die Gefahr, einem solchen Angriff zum Opfer zu fallen, schätzten wir als sehr gering ein, denn man bombardierte vor allem die Innenstadt von Köln. Die Vororte waren bis zu diesem Zeitpunkt unbeachtet geblieben. Die Menschen hatten Angst, im Dunkeln über die Straße zu gehen. Hinzu kam eine Anordnung des Kölner Oberbürgermeisters Peter Winkelkemper, selbstverständlich auch ein überzeugtes NSDAP-Mitglied, die Bürger sollen zu Hause bleiben, Gardinen und Rollläden schließen und Licht vermeiden.

Dann, es war wieder Luftalarm, fuhr ich mit meinem Lkw vor die Haustür der Anwältin. Die Scheinwerfer hatte ich, bis auf einen kleinen

Schlitze, vorschriftsmäßig abgedunkelt. Ich parkte ganz nah an dem Kellerfenster, durch das wir die Ziegelsteine für die Wand über eine notdürftig hergestellte Rutsche in den Keller befördern wollten. Trotz Bombenalarm und Verdunkelung und Ausgangssperre fiel die nächtliche Aktivität einem Nachbarn auf. Eben diesem Hans-Werner Westermann.

Die Ratte Westermann beobachtete uns mit großem Interesse, wer da trotz Bombenalarm einen Lkw rangierte. Er wollte unbedingt wissen, was da vor sich ging. Denn wer konnte es wagen, entgegen strikter Anordnung bei Bombenalarm einen Lastwagen, der kein Militärfahrzeug war, zu fahren. Westermann schlich sich unbemerkt an meinen Lkw heran, um dann plötzlich wie eine Muräne aus der Deckung zu schnellen. „Habe ich Sie erwischt? Was machen Sie da bei Bombenalarm und Ausgangssperre? Reden Sie Mann!“, forderte er mich lautstark auf. Da ich ihn nicht kannte, war mir auch nicht die Gefährlichkeit dieses Idioten bewusst. „Das geht dich einen feuchten Mist an. Verschwinde, sonst mache ich dir Beine!“, herrschte ich ihn an. Da brauste der Typ auf. „Wie kann es einer wagen, mir zu sagen, dass mich etwas nichts angeht, mich, den Blockwart der Straße?“, fauchte er mich an. Ich gab ihm keine Antwort. Er wollte meinen Namen wissen, weil er eine Anzeige machen wollte. Dann würde ich ja sehen, wer hier wem Beine macht.

Die Situation wurde nicht besser, als ich ihn einen aufgeblasenen Heini nannte. Das konnte der erboste Westermann nicht auf sich sitzen lassen. Er zog gebieterisch seinen Notizblock aus der Tasche und begann zu schreiben, was das Zeug hielt. Dabei bewegte er sich kontrollierend um den Lkw herum. Er war ganz in seine Notizen vertieft, da übersah er in der Dunkelheit einen am Boden liegenden Ziegelstein, stolperte und schlug, in der rechten Hand den Stift und in der linken seinen Notizblock, mit der Schläfe ungebremst auf einen aufrechtstehenden Ziegelstein auf. Da lag er nun und rührte sich nicht mehr. Westermann war auf der Stelle tot. Damit hatten weder er, Westermann, noch ich, noch meine Auftraggeberin gerechnet. Was sollte man nun tun? Den Kerl liegenlassen? Eine deutlichere Spur konnte man nicht legen. Ihn im nahegelegenen Grüngürtel entsorgen? Wenn man ihn fand, würde das

bei einem linientreuen Nazi nur großspurige Ermittlungen nach sich ziehen. In ihrem Garten wollte sie ihn auch nicht haben.

Frau von Zeitz und ich sahen uns an, wir verstanden uns sofort. Sie war als Anwältin praktisch veranlagt. Ob da unten noch Platz für Westermann sei, fragte sie mich. Und schon legten wir ihn mit vereinten Kräften auf die Rutsche. Von da an gab es ein beiderseitiges Stillschweigen. Wir beide hatten sozusagen eine Leiche im Keller – ein Geheimnis, dass wir hüten mussten, bis dass der Tod uns scheiden würde.“

„Und der Typ liegt jetzt immer noch da?“, wollte der Sohn wissen.

„Ja natürlich, wo sollte er auch sonst hin. In der darauffolgenden Nacht ging es ungestört an die Teilung des Kellerraums. Bevor der letzte Spalt verschlossen wurde, stellte ihr geheimnisvoller Mandant Kisten und Koffer ab. Alles war sorgfältig mit Tüchern bedeckt und behängt, ohne dass etwas erkennbar gewesen wäre. Meine Anwältin wachte wie ein Schießhund während der noch verbliebenen Bauzeit über alles, so dass ich keine Gelegenheit fand, einmal unter die Tücher und Decken zu blicken, was ich aber gerne getan hätte. Westermann wurde in einen alten Teppich gerollt, fest verschnürt und ebenfalls eingelagert.“

„Ich verstehe, du musstest schweigen, sonst hätte man dich wegen Totschlags, wenn nicht sogar wegen Mordes, angezeigt“, bemerkte Alexander.

„Ganz richtig! Nicht nur ich, auch Frau von Zeitz war zum Schweigen verurteilt. Man hätte uns beide wegen Mordes angeklagt.

Wenige Tage nach der Keller-Aktion muss Frau von Zeitz erfahren haben, dass sich ihr Mandant der Deportation durch Freitod entzogen hatte. Sie selbst starb 1990.

„Vater, hast du denn nie versucht herauszufinden, wer dieser geheimnisvolle Mandant war und, was noch viel wichtiger war, herauszufinden, was sich in diesem zugemauerten Raum befand?“, fragte Alexander.

„Doch doch, aber sie sagte mir erst viel später, als sicher war, dass ihr Mandant von den Nazis ermordet worden war, dass es Adam Sternbergs Vermögen gewesen ist und er einer der reichsten Menschen in

Europa war. Sternberg handelte mit Kunstgegenständen, Bildern und vor allem mit Diamanten. Aber was er dort versteckt hatte, wusste sie auch nicht.

Ich habe damals schon vermutet, dass es sich um wertvolle Gegenstände handelt. Darum hatte ich Frau von Zeitz gesagt, dass irgendwann die Gestapo zu einer Hausdurchsuchung kommen würde. Die Verbindung zu ihr und diesem wohlhabenden Mandanten ist so offensichtlich, dass sie buchstäblich kommen mussten. Darauf hatten wir uns einzustellen. Jetzt, mit dem Typen da unten, wurde die Sache erst recht nicht leichter.

So, mein Sohn, nun kennst du meine Geschichte. Sie hat mich über fünfzig Jahre meines Lebens begleitet. Sie hing wie ein Damoklesschwert über mir und drohte jeden Moment, auf mich herabzustürzen. Es war nicht der fünfte Raum der mich belastete, es war dieser unsägliche Westermann, der als Toter mehr Druck ausübte, als er als Lebender dazu imstande gewesen wäre. Ich habe Frau von Zeitz nie mehr darauf angesprochen, weil wir diese dunkle Episode unseres Lebens tabuisieren wollten. Ich weiß nicht, ob du dir das vorstellen kannst, man ist völlig unschuldig, aber man hat ständig große Furcht, wegen Mordes verurteilt zu werden. Wir haben diesen Vorfall aus unserer bewussten Wahrnehmung einfach verdrängt. Jetzt, wo ich mir das alles von der Seele geredet habe, geht es mir besser und ich kann in Frieden sterben. Ich habe mich an das gemeinsame Versprechen gehalten und versucht, die ganze Geschichte zu vergessen. Aber du, mein Sohn, bist nicht an mein Gelübde gebunden. Du kannst alle Hebel in Bewegung setzen, um herauszufinden, was in diesem fünften Raum liegt.“

Das war das letzte Zusammentreffen des Sohnes mit seinem Vater. Drei Tage nach diesem Gespräch starb der alte Mann.

Adam Sternberg wurde 1885 im schlesischen Oppeln als Sohn des Schneiders Abraham Sternberg und seiner Frau Anna geboren. In der überwiegend katholischen Stadt gehörten die Sternbergs als Juden einer gesellschaftlich benachteiligten religiösen Minderheit an. Deshalb zogen sie bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs in das weltoffene Berlin um. Adam studierte an der Geologischen Fakultät der Universität Berlin. Im Rahmen seiner Ausbildung nahm er an einigen Gemmologie-Fachseminaren teil. Dort entdeckte er seine Liebe zu Edelsteinen. Sie faszinierten ihn derart, dass er beschloss, sich ganz dieser Materie zu widmen. Adam Sternberg war Einzelkind. Er wurde von seiner Mutter abgöttisch geliebt und verwöhnt. Soziale Verantwortung hatte er nie erlebt und gelernt. Wer Adam Sternberg gut kannte, war davon überzeugt, dass er ein egoistischer Einzelgänger war und nur aufgrund der Suche nach seinen Vorteilen in einer Gemeinschaft lebte. Denn sein Streben und Verhalten zielte letztlich nur darauf ab, sein individuelles Glück und Wohlbefinden zu erreichen.

Die Weiterentwicklung seines Geschäftsmodells basierte auf einer Erfahrung, die er Anfang der 40er Jahre gemacht hatte, als Sternberg von einem NSDAP-Funktionär gefragt worden war, ob er den Bankdirektor und Kunstsammler David Klein kenne. Der in Kunstkreisen bekannte und geschätzte Klein besaß eine international geachtete Bildersammlung alter niederländischer Maler. Natürlich kannte Sternberg ihn. Aber allein diese Frage reichte aus, dass Sternberg Klein besuchte und ihm anbot, seine alten Meister so lange sicherzustellen, bis er aus der Immigration zurückkäme. Als Honorar würde er eines der Bilder für sich behalten. Darüber wurde ein Vertrag erstellt, von dem Sternberg aber wusste, dass er das Papier nicht wert war, auf dem er geschrieben wurde. Das Schicksal der Familie Klein war ihm völlig egal, er sah nur seine Vorteile; zum einen wollte er den Kontakt zu den NSDAP-Funktionären optimieren, indem er die Bilder ablieferte, zum anderen versprach sein Honorar ihm erheblichen Vermögenszuwachs.

Seine schnell erworbene Fachkenntnis, verbunden mit einem außergewöhnlichen Verhandlungsgeschick, brachte ihm Erfolg. Zudem beherrschte er es vorzüglich, die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der zwanziger und dreißiger Jahre zu seinem Vorteil zu nutzen. Er verstand es außerordentlich, sich in die Kreise seiner wohlhabenden jüdischen Mitmenschen einzubringen.

Wesentlicher Erfolgsgarant war die französische Mandel Banque Privée, deren Inhaber und Direktor sein späterer Schwiegervater werden sollte.

Adam Sternberg war von 1925 bis 1941 einer der erfolgreichsten Diamanten- und Kunsthändler im Großdeutschen Reich. Seine geschäftlichen Kontakte erstreckten sich auch auf Europa und bis nach Amerika. Er hatte schnell gelernt, dass man nur dann Erfolg hat, wenn man genau die Fähigkeiten besitzt, die im Moment gefragt sind und dass man mit den Wölfen heulen muss, wenn man überleben will. Mehr noch: Er erkannte, dass sich mit den politischen Verhältnissen viel Geld verdienen ließ. Er verfolgte eisern und konsequent den Grundsatz, so wenig wie möglich in der Öffentlichkeit aufzutreten. Deshalb war Sternberg in Fachkreisen der Kunst- und Diamantenhändler auch nur wenigen Menschen bekannt. Doch Bekanntheit schadet.

Im Frühjahr 1940 setzte sich Adam Sternberg in einen überfüllten Zug von Köln nach Berlin. In seinem Abteil mussten sich acht Personen sechs Sitzplätze teilen. Diesem Umstand hatte es Sternberg zu verdanken, dass ihm dadurch unverhofft die Chance zu einer lukrativen Erweiterung seines Geschäftsfeldes eröffnet wurde.

„So eine Sauerei“, schimpfte einer der Mitreisenden, „wir müssen hier wie die Ölsardinen sitzen, und nebenan hat einer für sich das ganze Abteil reserviert. Die Herren der SS sind bestimmt etwas ganz Besonderes.“

Sternberg empfand den Protest als Aufforderung. Er stand auf, verließ das Abteil und klopfte an die Tür des Nachbarabteils.

„Verzeihung, dass ich störe, aber der Zug ist überfüllt. Es ist kein Sitzplatz zu haben und bis Berlin im Stehen ...? Ob ich vielleicht in Ihrem Abteil einen Sitzplatz haben könnte? Ich bezahle den Platz selbstverständlich.“

Der Fahrgast erkannte sofort, dass ein vornehm gekleideter Herr wie Sternberg nicht in die zweite Klasse passte. Er sprang, auf, reichte ihm freundlich die Hand und sagte:

„Aber natürlich! Kommen Sie rein, wenn Sie meine Uniform nicht stört! Nehmen Sie doch bitte Platz!“

Sternberg antwortete: „Ach, im Allgemeinen mache ich mir nichts aus Uniformen. Sie sind wichtig, aber ich kenne nicht alle Dienstgrade, und damit sind sie für mich alle gleich. Darf ich fragen, welchen Rang Sie besitzen?“

„Klar dürfen Sie, aber nehmen Sie erstmal Platz. Das trifft sich gut, ich muss auch nach Berlin. So ganz alleine im Abteil, das macht wirklich keinen Spaß. Bitte setzen Sie sich; den Platz hat der Führer schon bezahlt.“

Der freundliche Offizier hieß Franz Ungemach. Er war SS-Oberführer und Leiter für nationale Passangelegenheiten im Reichsministerium des Innern und, wie sich im Gespräch herausstellen sollte, ein

enger Parteifreund des NSDAP-Funktionärs Wilhelm Frick, dem amtierenden Reichsinnenminister.

Sie stellten sich einander vor.

„Was machen Sie denn beruflich, wenn ich fragen darf?“, begann Ungemach das Gespräch. Sternberg wollte vorsichtig sein, denn sein Gegenüber sah mit seiner bis auf die Schädeldecke kurzrasierten ehemaligen Haarpracht und einem Hitlerschnäuzer wie eine Führerimitation aus. Der Mann ist sicher ein linientreuer Nazi, mutmaßte er.

„Ich bin Kunsthändler“, antwortete Sternberg.

„Dann sind Sie bestimmt auch Jude“, platze es aus dem SS-Oberführer heraus.

Sternberg antwortete verstört: „Ja, sieht man das? Ich dachte immer, ich sehe aus wie jeder andere.“

Ungemach wurde Opfer seines Vorurteils und wollte ein Argument liefern, dass den Fauxpas zu erklären versuchte.

„Ich dachte, wenn Sie Kunsthändler sind, dann müssen Sie eigentlich Jude sein, denn die Juden sind ja, bis auf wenige Ausnahmen natürlich, alle Kunsthändler, jedenfalls die, die ich kenne.“

Sternberg reagierte verständlicherweise zurückhaltend, aber gereizt:

„Wenn ich Ihr Abteil verlassen soll, dann sagen Sie es nur.

Ich stehe lieber, als Ihnen zur Last zu fallen!“

Es war Ungemach bewusst, dass er das Gespräch völlig falsch begonnen hatte und sagte:

„Nun sind Sie mal nicht gleich beleidigt. Bleiben Sie bitte. Ich muss um Entschuldigung bitten. Nein, Sie sehen eher aus wie ein Banker ... Oh, das sind ja auch alles Juden ... wieder ein Lapsus. Ich glaube, ich muss an meinem Weltbild arbeiten“, sagte er in devotem Unterton.

„Nein“, entgegnete Sternberg höflich. „Nein, vielleicht nur an Ihrem Vorurteil.“

Sternberg hatte sich dazu entschlossen, über die Bemerkungen Ungemachs diplomatisch hinwegzulächeln.

Sie sahen sich beide für einen Moment stumm an und lachten dann herzlich.

„Mensch, da haben Sie Recht. Uns haben Sie in die falsche Richtung dressiert. Können Sie mir nochmal verzeihen? Ich versuche, mich zu bessern. Beim nächsten Mal kostet mich das eine Flasche Champus. Wissen Sie, ich habe überhaupt nichts gegen Juden. Da sind ganz feine Leute drunter. Das ist wie bei den Ariern. Da läuft auch ein schlimmes Volk rum. Wenn Sie mich fragen, sollten wir mit dem ganzen Quatsch um andere Ethnien Schluss machen. Alles dummes Zeug!“

Ungemach griff in seine Uniformjacke und packte ein Lederetui mit dicken Zigarren aus.

„Darf ich Ihnen eine anbieten? Kommen direkt aus Havanna, speziell eingeflogen.“

„Nein, danke! Ich rauche nicht, aber machen Sie sich ruhig eine an. Ich rieche Zigarren gerne“, entgegnete Sternberg.

„So! Pazifist und Nichtraucher! Ich hoffe, Sie trinken wenigstens einen Schluck Cognac mit mir. Entschuldigung, dürfen Sie überhaupt Cognac trinken, der wird ja aus vergorenen Trauben hergestellt?“

„Oh Sie sind aber gut informiert. Ja natürlich, ich nehme sehr gerne einen Schluck. Ich nehme es nicht so streng.“

„Hätte ich sonst auch persönlich genommen.“

Darauf griff er in seine abgewetzte Aktentasche und zog eine Flasche Cognac und zwei kleine Gläser heraus.

„Die habe ich mir gestern bei meinem Führer geliehen, als er gerade nicht im Raum war“, sagte Ungemach und lachte so heftig, dass er fast seine Zigarre verschluckt hätte.

„Darf ich einschenken?“ Er erhob sein Cognacglas und prostete Sternberg zu.

„Frieden?“

Statt zu antworten, grinste Sternberg zustimmend. Unter normalen Umständen hätte er schon jetzt bereut, dieses Abteil betreten zu haben, aber er sah in Ungemach einen interessanten Kontakt, den man eventuell geschäftlich nutzen und ausbauen konnte.

Deshalb führte er die Unterhaltung fort:

„Wie spreche ich Sie an, mit Herr Ungemach oder mit SS-Oberführer?“

Der andere antwortete: „Naja, eigentlich, wenn ich in Uniform bin, dann mit Dienstgrad natürlich, und privat, ohne Uniform, nur Herr Ungemach. Aber hier sind wir beide unter uns und damit sind wir privat. Schmeckt Ihnen auch besser, stimmt's?“

„Sehen Sie, da hat es unsereins einfacher, da wir kein Doppelleben führen, sind wir immer privat“, erwiderte Sternberg mit leicht überheblichem Grinsen.

Es war Ungemach, der zuerst auf eine mögliche, geschäftliche Verbindung anspielte. Er beugte sich vertrauensvoll in Sternbergs Richtung und verminderte die Lautstärke seiner Stimme.

„Sagen Sie mal, Sternberg, so unter uns, können wir offen miteinander reden?“

„Natürlich, immer! An was denken Sie?“, fragte Sternberg interessiert.

„Sie haben als Kunsthändler doch auch mit reichen jüdischen Menschen zu tun, und ich denke mir, dass die auch mal Luftveränderung brauchen, wenn ich das mal so ausdrücken darf. Und dazu brauchen die dann auch einen Pass, oder? Nun, Sie haben den Kontakt und ich die Ware“, triumphierte Ungemach.

Sternberg wunderte sich, wie schnell Ungemach aus der Deckung kam. Er unterstellte nämlich, dass Juden, auf welche Art und Weise auch immer, Geschäfte machen wollten. Trotz aller Ressentiments ging Sternberg auf das forschende Angebot ein:

„Ja, das stimmt. Momentan habe ich einen Kunden, der mir seine Bildersammlung gegen Pässe für seine siebenköpfige Familie angeboten hat. Ich musste ablehnen, weil ich Ihnen ja noch nicht begegnet war.“

„Gutes Beispiel, aber mit Bildern kann ich nichts anfangen. Ich kann nur Gold brauchen. Von Diamanten habe ich keine Ahnung, und Bilder sind so sperriges Zeug – nee, da lasse ich die Finger weg. Ich muss auch drauf achten, da ich nicht auffalle. Was glauben Sie, was meine Kameraden sagen, wenn die in meiner Küche einen Turner oder einen Chagall

hängen sehen. Nein, das geht nicht. Gold hab ich in meiner Tasche, da guckt keiner nach.“

Sternberg sah aus dem Fenster und erwiderte: „Wir sind gerade an Hannover vorbei. Bis Berlin lasse ich mir etwas einfallen.“

Offenherzig tauschten sie ihre Lebensläufe aus und kamen zu dem Schluss, dass sich ihre unterschiedlichen Positionen zu einem gemeinsamen Geschäftsmodell bestens verbinden ließen.

„Sie gefallen mir, Sternberg, ich hätte nie gedacht, mit einem Juden mal Geschäfte zu machen. Sie sind ja doch ein angenehmer Mensch.“

Auch Sternberg war überrascht, wie schnell man zusammenkam. Ob das der Cognac war. Was ist, wenn der Mann wieder nüchtern ist?

Ungemach war nicht zu bremsen: „Lassen Sie uns unsere Ressourcen zusammenlegen und ein paar Reichsmark nebenbei verdienen. Sie haben den Zutritt in Kreise, die mir, wie Sie schon gehört haben, völlig fremd sind ... und Sie kennen meine Welt nicht. Als Partner profitieren wir voneinander. Wir werfen alles zusammen, und aus den unterschiedlichsten Teilen wird ein Ganzes.“

Sternberg entgegnete: „Und dass ich Jude bin, stört Sie nicht?“

Ungemach ging sofort darauf ein:

„Wenn es Sie nicht stört, dass ich Nationalsozialist bin. Pecunia non olet, mein lieber Sternberg, Geld stinkt nicht. Und wenn es um Geld geht, überwinden wir doch die größten religiösen Unterschiede, richtig?“

Ja, dachte Sternberg, das könnte ein erfolgreiches Geschäft werden.

Da war auf der einen Seite Sternberg, er hatte Zugang zu Kreisen wohlhabender jüdischer Familien, auf der anderen Seite Ungemach, in dessen Macht es stand, nach Gutdünken Pässe auszustellen und, wenn ihm jemand nicht passte, sie auch einziehen zu lassen. Ihm unterstanden sämtliche Passstellen im Reich. Ein Anruf von ihm genüge, so prahlte er, und der Fall sei "geritzt“.

„Ich kann jedem, wann und wie ich will, Pässe ausstellen, auch jüdischen Mitbürgern“, fügte er grinsend hinzu. „Wenn Sie verstehen, was ich meine.“